

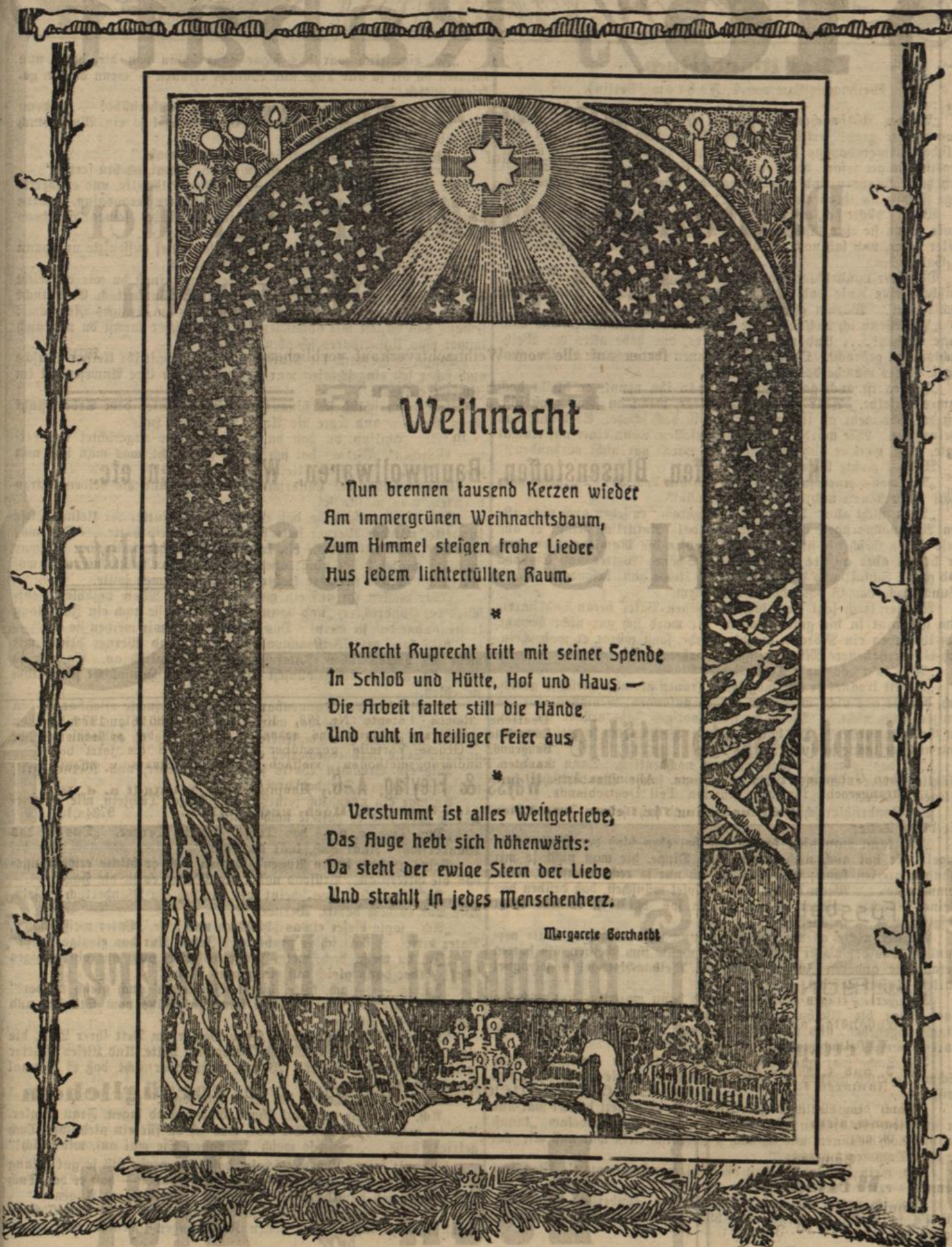
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Presse. 1890-1944 1908**

102 (25.12.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 102





### Weihnacht

Nun brennen tausend Kerzen wieder  
Am immergrünen Weihnachtsbaum,  
Zum Himmel steigen frohe Lieder  
Aus jedem lichtestüllten Raum.

\*

Knecht Ruprecht tritt mit seiner Spende  
In Schloß und Hütte, Hof und Haus —  
Die Arbeit faltet still die Hände  
Und ruht in heiliger Feier aus

\*

Verstummt ist alles Weltgetriebe,  
Das Auge hebt sich höhenwärts:  
Da steht der ewige Stern der Liebe  
Und strahlt in jedes Menschenherz.

Margarete Borchardt

graph.  
5, mit  
Modell  
E 49 002  
3, III.  
er  
Fadent  
10787

er  
aut  
me  
ait,  
ang  
Ten  
lle  
en  
on  
14  
le.  
e:  
36.  
uf





### Das Wundertuch.

Weihnachtsfuge von E. F. a h r o w (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„An den Weihnachtsengel glaube ich nicht mehr! Dazu bin ich schon viel zu groß!“ erklärte Werner Ritterspach und warf mit dem üblichen Kladderadams seine Schulmappe in die Ecke. Die übliche Reaktion folgte sofort, denn eine ruhige Stimme sprach vom Schreibtisch her: „Mappen sind zum Tragen da, aber nicht zum Hinwerfen. Lege sie nur an ihren richtigen Ort.“

Werner bückte sich, wobei er genau so vernehmlich seufzte wie große Leute, wenn sie eine lästige Pflicht erfüllen. Dann kam er zu seinem Vater heran und sah nach, ob die Alten noch sehr dick oder schon bald zu Ende seien.

Der Herr Landrichter schob sie zurück, zog den blondlockigen Knirps zwischen seine Knie und fragte: „Also, was ist das mit dem Weihnachtsengel? Warum glaubst du nicht an ihn?“

„W! Wenn ich doch sehe, wie alle Mamas herumlaufen und Einkäufe machen! ... Und nachher heißt es, das habe alles der Weihnachtsmann gebracht. Oder manche nennen ihn auch den Weihnachtsengel. Oder manche das Christkind.“

„Ja, es ist auch ganz egal, wie man ihn nennt, er bleibt doch immer derselbe. Aber weißt du, Werner, wenn du schon groß bist, daß du nicht mehr an ihn glaubst, das ist doch schade. Er könnte das übelnehmen. Wie würde es denn dir gefallen, wenn einer auf einmal sagte, bloß, weil er dich nicht sieht, du wärest gar nicht vorhanden?“

Werner mußte lachen: „Na, wenn einer so dumm ist! Ich bin doch da! Du siehst mich doch! Und Mami und die Trude und alle!“

„Nein, nicht alle! Das ist es eben gerade; es sehen auch nicht alle den Weihnachtsengel, und er ist doch da! Natürlich bringt er alle diese vielen Geschenke nicht allein, die taufen die Mamis meistens ein. Er bringt aber andere gute Sachen. Schönes Bettler und Eisbahn und guten Schlaf; und dann hat er noch etwas ganz besonderes — ein Wundertuch, das ist das schönste von allem.“

Werner trostet sich ganz dicht an seinen Vater heran und starrte ihm gespannt in die guten Augen. Er ward sich gar nicht bewußt, daß ihm eben ein Märchen erzählt wurde, sonst würde er wahrscheinlich eine erhabeneren Miene aufgesetzt haben.

„Was is'n das für'n Tuch, Vater?“

„Damit trocknet er alle möglichen Tränen ab, aber gleich so gründlich, daß sie gar nicht wieder zu fließen anfangen; wenigstens für ein ganzes Jahr nicht. — Weißt du nicht, voriges Jahr drüben die Frau im Grüntramteller? Die hatte doch vor Weihnachten so viel geweint, und nachher lachte sie immerzu ...?“

„Ja, das is wahr“, sagte Werner nachdenklich. Dann wurde er plötzlich wieder lebhaft: „Wo kann man solche Wundertücher herfragen, Vater?“

Der Landrichter schüttelte den Kopf und fuhr seinem Jungen über die dicke Tolle: „Die kann man nicht kaufen, die hat eben bloß der Weihnachtsengel. Er hat auch noch andere gute Dinge, die man nicht so mit Händen greifen kann; man muß sie sich nur so recht wünschen, dann kommen sie ... Wenn du dir zum Beispiel wünschst, daß drüben das kleine Mädchen wieder gesund werden soll, dann ist es sehr leicht möglich, daß es geschieht.“

Werner nickte wieder und fragte nun nicht mehr; er hatte verstanden, was der Vater meinte, und es wollte ihm scheinen, als hätten gerade die anderen Tugenden, die den Weihnachtsengel abgeleugnet hatten, Ansin geredet.

Die Ferien gingen morgen an, und dann waren es nur noch ein paar Tage bis Weihnachten. Seinen Wunschzettel hatte er schon längst abgegeben, und nun besann er sich, was er sich denn „Unschickbares“ vom Weihnachtsengel wünschen könne.

Die Sache war gar nicht so einfach. Aber er vertraute seine Schwermertigkeiten abends ja immer der Mutter an, die würde schon Rat wissen.

„Mami“, sagte er an diesem Abend, als es so neit dunkel war und er nur noch ein bißchen Licht vom Nebenzimmer hereinbelam, „kannst du dich noch besinnen, wie ich noch so schrecklich klein war und mir mal so was Dummes wünschte?“

„Ja, mein Junge, das hast du wohl manchmal getan! Was war denn das extra Dumme?“

„Na, ich hatte mir doch einen richtigen Zaubertab gewünscht. Weil's so schwer is, wenn man bloß gerade drei Wünsche oder so haben soll.“

„Ja, eigentlich war das sogar ganz schlau von dir, denn nun konntest du dir ja alle Tage alle Wünsche erfüllen — wenn du ihn getriegt hättest!“

„Na ja, aber es gibt doch eben gar keine Zaubertäbe! — Is denn aber das wahr, Mami, daß der Weihnachtsengel so ein Wundertuch hat, wie Vater gesagt hat?“

„Ja natürlich, was Vater sagt, ist immer wahr.“

„Sm!“ (Pause.) „Du kannst nu gehen, Mami, ich bin fertig.“

Er sah im Dunkeln nicht, wie seine Mutter lächelte, und er merkte es auch nicht, daß sie noch nicht aus dem Zimmer herausging, sondern nach Art einer Bühnenintrigant in der Nähe seines Bettchens stehen blieb.

Da hörte sie, wie er nach einem Weilschen tief aufseufzte und dann ein wenig stotterte und endlich deutlicher sprach:

„Lieber Weihnachtsengel, dies eine Mal bringst du mir vielleicht doch nichts Unschickbares, sondern so'n richtiges Wundertuch. Es braucht ja man ein ganz kleines zu sein, damit ich bloß ein einziges Mal damit jemand das Gesicht mit abwischen kann! Nachher kannst du mir auch immer was Unschickbares schenken. Amen!“

Lange, lange stand die Mutter noch still, damit ihr kleiner Bürsche auch sicher fest eingeschlafen war und nicht etwa ihre Anwesenheit im Zimmer entdeckte.

Und dann schlich sie hinaus und stand hinter dem Arbeitsstuhl ihres Mannes und legte die Arme um seinen Hals.

„Hör, Philipp, du hast da etwas Schönes angerichtet mit deinem Märchen! Werner hat sich etwas gewünscht, was man ihm nun schenken muß. Der liebe, kleine Kerl!“

Und so erfuhr der Landrichter die Sache, und die beiden Eltern berieten, was zu tun sei.

Zum Glück wußten sie, daß es sich um die Mutter der kleinen Liese handelte, mit der Werner stets so großes Mitleid hatte. — Das war eine sehr arme Witwe, die ein krankes Töchterchen hatte, der es zwar langsam wieder besser ging; aber die arme Frau wußte niemals, woher sie die Miete für ihre kleine Stube hernehmen sollte.

„Wir wollen ihr auf ein ganzes Jahr die Miete bezahlen“, entschied der Landrichter, „und dann wird Werner sie auch ein Jahr lang treffen, ohne daß sie weint. Das beste ist wohl, wir weihen sie ein.“ —

Also kam der Weihnachtsabend heran, und Werner blickte mit mehr als gewöhnlichem Interesse seinen Gabentisch an. Es war so vieles da, was er sich gewünscht hatte, aber die Hauptsache schien ihm zu fehlen.

Er blickte in den Tannenbaum hinauf und suchte offenbar in den Zweigen ... Wie sonderbar war es da, daß plötzlich aus dem obersten Wipfel sich etwas herniederstreckte — es war, als ob es sagte von der anderen Seite her: „Herbergeworfen wurde.“

Wie ein Stüdchen Watte sank es hernieder, und Werner griff mit einem kleinen Freudenschrei danach.

Es war ein unendlich feines, durchsichtiges Tüchlein, wie Spinnweb so zart, und es duftete nach Tannen.

„Das Tuch, o, o — das Tuch!“ jubelte Werner. „Das ist das Wundertuch! Ruck doch, lukt doch nur!“

Seine großen, hellen Augen glänzten, und er blickte erwartungsvoll die Eltern an. Prüfend nahm die Mutter es in die Hand.

„Ja“, sagte sie, „das scheint mir wirklich ein Wundertuch zu sein. Wie war es doch damit, Werner?“

„Ach“, sagte dieser etwas schlüchtern und leise, „Vater weiß schon ... Vater bitte ... darf ich es probieren? Jetzt? Nur das einzige Mal?“

„Ja, du weißt doch, mein Junge, es wirkt auch nur ein einziges Mal! Aber dann gleich auf ein ganzes Jahr!“

„Ja, ja — ach, bitte, bitte! Ich komm' auch gleich wieder!“

Er stürzte fort, riß draußen seine Pelzmütze vom Ständer und jagte über die Straße.

Drüben lag die verwitwete Frau Begler am Bett ihrer Liese, die ein allerliebstes Tannenbaumchen bekommen hatte. Und dieses Mutter weinte wahrhaftig wieder! Werner wußte aber nicht, daß es diesmal Freudentränen waren.

Ganz verlegen schob er sich heran und sagte: „Ach, ich wollte nur mal schnell Gutenabend sagen, Frau Begler. Und ich wollte ... sehen Sie mal, was ich da für ein niedliches Tuch gekriegt habe ... es is so weid ... passen Sie mal auf, wie weid!“

Und mit spitzbüßischem Lächeln, daß seine große List so gut gelang — seine kleine Hand zitterte aber ein wenig dabei — hob er das Tuch und fuhr schnell damit ein paarmal über Frau Beglers Augen.

Die hatte große Mühe, sich zu bezwingen und nicht neue Tränen nachstürzen zu lassen. Die hellen Kinderaugen sahen sie aber so ge-



kennt an, daß ihr die Anstrengung gelang. Ganz trocken blieben ihre Augen, und Frau Begler tat einen tiefen Atemzug und erklärte ganz erfaunt: jezt sei ihr auf einmal so leicht und gut zumute wie noch nie. Ganz gläubig und zufrieden schaute Werner drein: „Ja, das glaub ich!“ sagte er, aber er durfte ja nichts weiter verraten, und darum kamnte er ebenso eilig fort wie er gekommen war und riß die Tür zu dem Weihnachtszimmer zuhause auf:

„Mami, Vater, — denkt mal, es is wirklich wahr!“  
Die Mutter schloß ihren Liebling ans Herz und sah über den blonden Lockentopf hinweg ihren Mann an.  
„Er hat ein so weiches Herz wie ein kleines Mädchen“, sprachen ihre Augen.  
Und der Landrichter nickte ihr zu und dachte in seinem Sinn, daß Weihnachten nicht umsonst ein Fest der Liebe heiße.

### Der Verkauf königlicher Schlösser.

Die Krone Preußens beabsichtigt, einige Schlösser zu entleiden, die, wie es heißt, für Hofzwecke nicht tauglich, daher auch nicht benutzbar sind und durch ihre Erhaltung nur Kosten verursachen, deren Höhe mit dem Nutzen dieser Baulichkeiten in keinem Verhältnis steht. Vor allem handelt es sich hierbei um rheinische Schlösser. So ist der „Jägerhof“ in Düsseldorf für Hofzwecke gänzlich unbrauchbar, kann auch als Gebäude keinen Kunstwert beanspruchen. Nur am Marstallgebäude befindet sich ein kunstvoller Holzgiebel, der, wenn das Gebäude verkauft werden sollte, erhalten bleiben wird. Schloß Benrath ist ein hübscher Rokokobau, aber auch dieses Gebäude kann für Hofzwecke nicht in Betracht kommen. Wenn dieses Schloß verkauft werden sollte, so wird es jedenfalls als Bau erhalten bleiben. Ueber Schloß Stolzenfels am Rhein, welches gegenwärtig nicht benutzt wird, ist eine bestimmte Entscheidung noch nicht getroffen worden. Dagegen Schloß Brühl a. Rhein, welches einen bedeutenden Kunstwert repräsentiert, wird der Krone ohne Frage erhalten bleiben. Auch über Schloß Erdmannsdorf in Schlesien ist ein endgültiger Beschluß noch nicht gefaßt worden.

Die Kaufsumme für „Jägerhof“ soll 4 Millionen betragen, während für Schloß Benrath, welches ein bekannter Großindustrieller zu kaufen beabsichtigt, einschließlich des großen Parks 6½ Millionen Mark gefordert sein sollen. Die Kaufsumme des Kron- und Schatzgutes Schloß Erdmannsdorf beträgt angeblich 1 700 000 M. Erdmannsdorf war i. Zt. der Wohnsitz des Generalfeldmarschalls von Gneisenau, von dessen Nachkommen König Friedrich Wilhelm III. die damals 2911 Morgen große Herrschaft für 156 000 Taler kaufte. Unter Friedrich Wilhelm IV. erfolgte in den Jahren 1842 und 1848 der völlige Umbau des alten Schlosses im pseudogotischen Stil.

Schloß Jägerhof, Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz von N. de Pigaga erbaut, ist von einem prächtigen Hofgarten umgeben, der das Gemeingut der Düsseldorfser geworden ist.

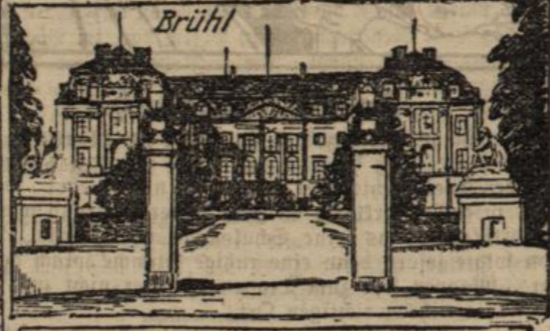
Schloß Benrath liegt inmitten großartiger Parkanlagen ebenfalls in der Nähe von Düsseldorf.

Zu den Nachrichten über den Verkauf königlicher Schlösser wird eine Uebersicht darüber von Interesse sein, wieviel Schlösser der Kaiser überhaupt besitzt. Dabei muß man unterscheiden zwischen dem Krongut, zu dem viele Schlösser gehören, und den Schlössern, die das Privateigentum des Kaisers sind. Die „Voss. Ztg.“ gibt darüber folgende Mitteilungen:

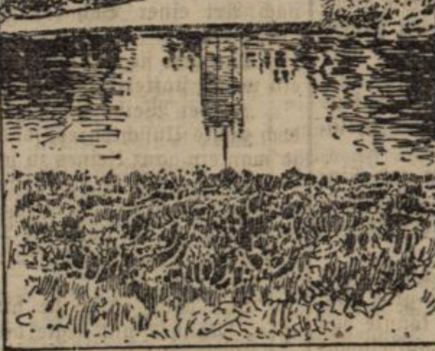
Von den drei Schlössern, die in Berlin sind, sind das Schloß Bellevue und das Schloß Monbijou Privateigentum, während das Königsschloß zu den Krongütern gehört. In Potsdam sind dreizehn Paläste Privateigentum des Kaisers: Das neue Palais, das Schloß Babelsberg, die Drangerie, das Marmorpalais, das Schloß Sanssouci, das Stadtschloß, das Jagdschloß Stern, die „Pfaueninsel“, der Wildpark, das Schloß Charlottenhof, Belvedere, ein kleines Landhaus, Schloß Sadrow. Hannover hat ein Residenzschloß, das aber nicht Privateigentum des Kaisers ist, ebensowenig wie das Stadtschloß in Stettin und das Stadtschloß in Kassel. Dagegen sind die Schlösser Wilhelms-



Erdmannsdorf



Brühl



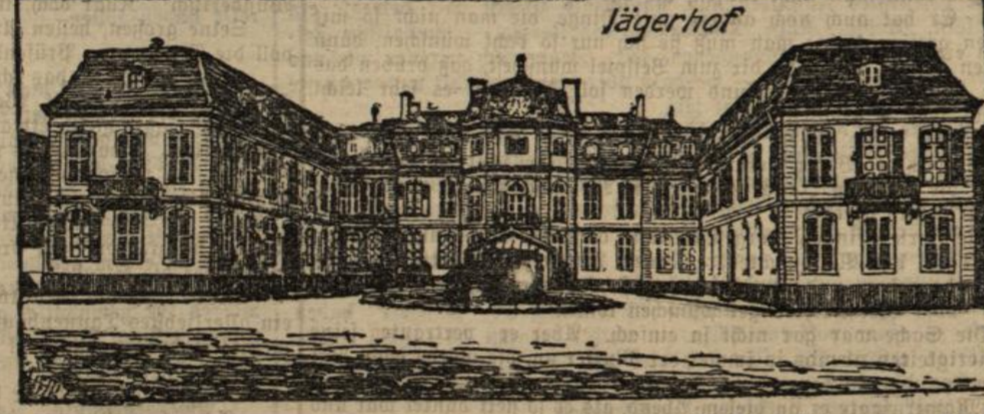
Stolzenfels



Benrath



Jägerhof



höhe und Löwenburg, die sich auch bei Kassel befinden, dem Kaiser persönlich zugehörig. Er hat ferner Privateigentum noch in Breslau (das Schloß am Exerzierplatz), in Charlottenburg, in Wiesbaden, Freienwalde an der Oder, in Königsberg, in Celle, in Strahburg i. E., in Königsmusterhausen, in Osnabrück, in Urville, in Rominten, in Schönhausen bei Berlin, in Schwedt an der Oder, Homburg vor der Höhe, Oliva, Coblenz; ferner gehören noch mehrere Jagdschlösser



ihm. Das Jagdschloß Hubertusloos, das Jagdschloß Goehde, das obengenannte Rominten ist auch sein Jagdschloß, das Jagdschloß Springe, das Jagdschloß Erdmannsdorf in Schlesien, das Jagdschloß Meylingen, Benrath, Georgsgarten und der Jägerhof bei Düsseldorf, der zum Verkauf gestellt ist. Ebenso wie das Schloß Benrath Privateigentum des Kaisers ist, so auch Kadinen und das Schloß in Brühl, von dem behauptet wurde, daß es verkauft werden soll. Das Schloß Erdmannsdorf in Schlesien, von dem auch behauptet wird, daß es der Kaiser verkaufen will, wurde öfter vom Erbprinzen von Sachsen-Meiningen und seiner Gemahlin bewohnt. Der Besitzstand des Kaisers wurde jüngst durch das Ausschleichen auf Korfu bereichert, sowie durch das neue Residenzschloß in Posen, das, im Bau begriffen, seiner Vollendung entgegensteht. Die Schlösser Kaiser Wilhelms I. sind Privateigentum des Prinzen Heinrich von Preußen, das Schloß Kaiser Friedrichs gehört dem Kronprinzen. Der Kaiser besitzt also 49 Schlösser in Privateigentum, zu denen als fünfzigstes noch das Kaiserliche Residenzschloß hinzukommt. Vier Schlösser sind dagegen Eigentum der Krone.

Der Kaiser ist übrigens auch der größte Grundbesitzer Preußens, da er 83 Güter besitzt, mit einem Gesamtumfang von ungefähr 100 000 Hektar, während z. B. der Fürst von Pleß, der zweitgrößte Grundbesitzer, nur ungefähr 80 Güter mit 60000 Hektar Umfang besitzt.

### Wie der Apfel an den Christbaum kam.

Von Ernst Scheidtmann (Berlin).

Am die Grenzseide des 16. und 17. Jahrhunderts, lebte in Straßburg im Elsaß ein Mann, der, in seiner Jugend dort eingewandert, mit den Verhältnissen der Stadt wohl vertraut geworden war und für allerlei kleine und große Geschäfte ein offenes Auge hatte. Seinen Namen weiß die Chronik nicht zu vermelden, aber seine handschriftlichen Aufzeichnungen bewahrt sie uns. Und diese haben entschieden einen kulturhistorischen Wert.

Unser Gewährsmann spricht u. a. auch vom Christbaum, den er, ein Fremdling, als etwas Altgewohntes antraf. Wörtlich schreibt er über diesen Brauch: „Auf Weihnachten rüchert man Dannenbaum zu Straßburg in der stubben auf, daran hendet man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker usw. Man pflegt darum ein viereckiges Rahmen zu machen und vorne . . . Von dieser Stelle ab sind die Aufzeichnungen nicht mehr lesbar, lassen aber vermuten, daß der Rahmen in irgend einer Weise geschmückt war — vielleicht mit Lichtern. Vielleicht — denn erst um das Jahr 1780 wurden im vornehmen Straßburg die Kerzen allgemein üblich und erst am Ausgange des 18. Jahrhunderts tritt die Benennung „Lichterbaum“ für den Weihnachtsbaum auf.

Die strahlenden Kerzen scheinen demnach das letzte gewesen zu sein, was dem Christbaum als Schmuck verstanden wurde — abgesehen von den Weihnachtsbäumen neuester Zeit. Auf ihrem Geäst lagert Schnee, in demselben hängen Lauschaer Eiszapfen aus Glas und reißartig glühende Lamettafäden schlingen sich durch seine Zweige, so daß der also geschmückte Weihnachtsbaum wohl im Stande ist, einen künstlichen Winter ins Zimmer zu zaubern, falls er draußen vernichtet werden sollte. Und so ist der Weihnachtsbaum fast überall zu einem neudisigen Gesellen geworden. Seltsam ist er herausgeputzt und besetzt mit Glückschweinechen und Dingen, die niemals an eines Baumes Ast gehangen haben und elektrische Birnen müssen seinen Glanz erhöhen.

Ja, der Christbaum ist im Laufe der Jahre ein ganz anderer geworden. Vormals hingen in seinen grünen Ästen Äpfel, vergoldete Nüsse und ein wenig Zunderwerk, zumeist Tiergestalten, und die von den leuchtenden Kerzen ausgehende Wärme machte ein an der Baumspitze befestigtes Fähnlein aus Rauchgold zittern oder bewegte ein Englein. Äpfel, Nüsse, Tierformen und Kerzen — symbolische Zeichen einer längst verschwundenen Zeit. Heute noch erfreuen wir uns zwar an diesem Schmuck — weshalb aber dieser gewählt wurde, dürfte wohl den wenigsten bekannt sein.

Wollte ich das Warum hier erörtern, so müßte ich weit in das germanische Heidentum zurückgreifen und gebrauche zu meiner Ausführung weit mehr Raum, als mir in der Weihnachtsnummer unseres Blattes zur Verfügung steht. Daher sei unsere Betrachtung für diesmal nur dem Apfel gewidmet, der ja an jedem Christbaum, selbst am ärmlichsten, eine Rolle spielt. Es ist längst erwiesen, daß das christliche Festgebirge und die römische Januar-Kalenderfeier wesentliche Beiträge zu der deutschen Weihnachtsfeier geliefert haben. Diese zu einer vollstümlichen zu machen, waren aber noch andere Faktoren erforderlich. Es sind dies die beiden großen Festtage des Herbstes, die, in den wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelnd, weit in das altgermanische Heidentum zurückreichen.

Der erste Festtag war der Partinstag, an dem es hoch herging. Von Martini ab wurden nämlich die Herdentiere nicht mehr auf die Weide getrieben und, um mit dem Winterfutter nicht in Verlegenheit zu kommen, wurde so manches Stild der Herde geschlachtet. Die angelsächsische Benennung blotmonadh, wie auch die nordische botmonat für den November lassen hinreichend erkennen, wie es in diesem Monat bei den stielbüchenden germanischen Stämmen herging. Der

Hirt, der vom Martinstage an eines Teiles seiner Pflichten ledig wurde, berührte nach dem Eintrieb jedes Stild Vieh mit einer geweihten Rute und überreichte diese dann dem Hausherrn, der sie an einem geeigneten Orte im Wohnraum verwahrte. Es bestand nämlich der indogermanische Glaube, daß durch diesen Brauch die Kinder vor Krankheit bewahrt und reichlicher sowie des Hausherrn Güter vermehrt würden.

Die junge Kirche gab dem heiligen Martin, der nach dem bayrischen Viehwedeseigen der Schutzheilige der Herden ist, den Zweig in die Hand. Ehedem blätterreich, ward er nun fruchttragend, ward zum Fruchtweig. An seinen Zweigen hingen siegelladene Ebereschenbeeren oder schwarzblane Wachholderbeeren in Menge, denn je mehr Früchtchen am Zweige, desto reicher der Segen, den der Hausherr zu erwarten hatte. Als Stellvertreter des heiligen Martin fungierte der Viehhirt. Manherorts auf einem Schimmel von Hof zu Hof reitend, brachte er neben dem Segenzweig für den Hausherrn den Kindern des Hauses allerlei Geschenke in Äpfeln und Nüssen und in einem Gebäd, das die Form eines Hörnhorns hatte; den Hauptteil der Gabe machten aber die Äpfel aus.

Der zweite große Schmaus- und Schlachttag war der Nikolaustag, der Anfang des deutschen Winters. An diesem Tage wurde auch der bisher zur Judt noch erforderliche Eber zur Schlachtbank geführt, und wie am Martinstage fanden auch zu Ehren St. Nikolaus Umzüge statt. Im Laufe der Zeit wurde der Eber zu einem Bären und der Bärenführer zum heiligen Nikolaus, der den Kindern, die beim Schmaus nicht in der gehörigen Weise „mittun“ konnten, allerlei zum Geschenke machte und auch ein Nikolausbäumchen mit sich führte. Wie an jenem Tage spielte auch an diesem der Apfel die Hauptrolle unter den Geschenken.

So wurden also im Laufe der Jahrhunderte einige Attribute der altdeutschen Schmaustage zum Jesusgeburtstfest hinübergenommen. Durfte darum das Christfest ohne die segenspendende Gabe des Apfels bleiben? Der an die Stelle Rodans getretene Martinus hatte dem Kindervolk reichlich Äpfel gesendet und Nikolaus, dessen Wahrzeichen drei goldene Äpfel sind, hatte es auch getan. Dazu erzählt die Legende, daß das Jesuskindlein mit Äpfeln, die ihm die Engel gepflückt, gespielt habe. Da war es nur zu natürlich, daß auch dem Apfel ein Platzchen auf dem Weihnachtsfest eingeräumt wurde.

Die am Weihnachtsabend wie am vorhergehenden Andreas- und nachfolgenden Silvesterabend üblichen Äpfelortel lassen deutlich erkennen, daß dieser Christbaum Schmuck ein Ueberbleibsel aus heidnisch-germanischer Zeit ist. Wegen der Kerne die der Apfel in seinem Gehäuse birgt, gilt er seit je als das Abbild weiblicher Fruchtbarkeit, deshalb hielt auch die altgermanische Göttin Freia, deren Bildsäule Karl der Große in Magdeburg zerstückte, drei Äpfel in der Linken. Das Teilen der Frucht aber gilt seit den Tagen des Paradieses heute noch als das Zeichen der Liebe. So erbittet sich nach altem Brauch eine Maid von einer Witwe einen Apfel, teilt ihn schweigend in zwei Hälften, verzehrt die eine und legt die andere unter das Kopfkissen, um in der Christnacht den Zukünftigen im Traume zu sehen. Auch schülen heiterslustige Mädchen am Christabend einen Apfel, ohne die Schale zu zerreißen, und werfen diese über die Äpfel. Das Gerinzel auf dem Fußboden stellt den Anfangsbuchstaben des Namens dessen dar, der als Bräutigam kommen wird. Ein ehemals beliebtes Äpfelortel bestand darin, daß junge Eheleute sieben Äpfel in acht Teile teilten und aus den Stücken eine Pyramide aufbauten. Nach dieser wurde mit einem Äpfelstückchen geworfen und aus der Art des Zusammenbruchs wurde Glück oder Unglück, ehelicher Frieden oder Zwist, Kinderreue oder kinderlose Ehe prophezeit. Sogar der Apfelbaum sollte nach dem Volks- und Weihnachtsglauben magische Eigenschaften besitzen, insbesondere im Bayerischen, Hessischen und am Rheine geht die Mär, daß Apfelbäume in der Christnacht geblüht und Früchte gereift haben sollen.

### Allerlei.

Wie löst man die Kerzen der Christbäume aus? Das Ausschneiden der Kerzen der Weihnachtsbäume bereitet gar häufig Schwierigkeiten und geht oft nur mit allerhand Hindernissen vor sich; besonders ist dies bei größeren Christbäumen, welche man doch in sehr vielen Familien vorfindet, der Fall. Als ein sehr einfaches und zugleich sicheres Mittel möchte ich den werten Abonnenten das Ausschneiden mit einem feuchten Schwamm empfehlen. Man besetzt denselben an einem genügend langen Stod und drückt den Schwamm einfach lose auf die brennenden Lichter. Das Auspusten der Lichter, wie es für gewöhnlich geschieht, ist zu vermeiden, da hierdurch ein unangenehmer Dunst und Qualm im Zimmer entsteht, während angegebenes Verfahren uns zugleich den Vorteil bietet, dies völlig zu verhindern.

Amtsgeheimnis. Im Dorfe findet eine geheime Sitzung der Gemeindeverwaltung statt. In ihrem Verlauf gerät der Bürgermeister mit einem der Beigeordneten in einen hitzigen Streit, der so ausartet, daß der Beigeordnete seinem Ortsoberrhaupt eine saftige Ohrspeiche gibt. Bürgermeister: „Wenn das jetzt nit a' geheime Sitzung wär, tät' ich Dich verlag'n!“

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Verzog.  
Druck und Verlaß von Ferd. Löwengarten in Karlsruhe.